

«Die Schweiz kommt noch auf die Welt»

Von Jean-Martin Büttner. Aktualisiert am 15.02.2014

Der Schweizer Historiker Thomas Maissen schaut von Paris aus auf unser Land – und wünscht sich von ihm mehr Realismus.



«Die Schweiz hat den Bilateralismus gekündigt»: Historiker Thomas Maissen. (25. Januar 2014)
Bild: Keystone

Thomas Maissen

Der 51-jährige Schweizer führt als Direktor das Deutsche Historische Institut in Paris. Bis 2013 war er ordentlicher Professor für Neuere Geschichte an der Universität Heidelberg.

Thomas Maissen wurde 2002 mit der Arbeit «Die Geburt der Republik. Staatsverständnis und Repräsentation in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft» habilitiert (Vandenhoeck & Ruprecht).

Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Geschichte des politischen Denkens, Historiografiegeschichte, Mentalitätsgeschichte und Geschichtsbilder. Er lebt mit seiner Familie in Paris und äussert sich regelmässig zu Zeitfragen. (*jmb.*)

Sie leiten das Deutsche Historische Institut in Paris. Wie haben die Leute um Sie auf das Schweizer Abstimmungsresultat vom Sonntag reagiert?

Sehr intensiv. Sowohl Deutsche wie auch Franzosen haben mich angesprochen, sie klangen sehr besorgt, aber differenziert in ihrer Einschätzung. Man hat nicht gesagt, die Schweiz sei ein Volk von Rassisten. Die Sorge war eher dahin gehend, wie sich der Entscheid auf den Umgang mit Ausländern in den EU-Staaten auswirken wird.

Was denken Sie: Warum kam diese Mehrheit zustande, egal wie knapp sie auch ausfiel?

Weil es vielen, die der Initiative zustimmten, um die nationale Identität ging. Mit Betroffenheit hatte der Entscheid ja weniger zu tun, sonst hätten die Städte die Initiative angenommen, in denen sehr viel mehr Ausländerinnen und Ausländer leben.

Auch in anderen Ländern vergewissern sich die Leute ihrer Identität.

Selbstverständlich. Aber andere Länder inszenieren nicht diesen Mythos der Unabhängigkeit vom Rest des Kontinents.

Was für eine Identität hat sich am Sonntag durchgesetzt?

Man vergleicht die Masseneinwanderungsinitiative gern mit der Abstimmung zum EWR-Beitritt, aber mich erinnert die Debatte auch an die Abstimmungen über Zweitwohnungen und über die Alpeninitiative. Die Anhänglichkeit an das Bild der unversehrten Schweiz schien mir wichtiger als die oft beschworenen überfüllten Züge.

Woran zeigte sich das?

Die Initianten haben ihre Kampagne auf Werte ausgerichtet: Einkehr und Masshalten, die schöne Natur, die eigene Sprache und Kultur. Sie malten das Bild einer Schweizer Insel inmitten Europas als einem schützenswerten Hort der Tugend. Im Gegenzug argumentierten die Gegner bloss ökonomistisch: Sie warnten vor einem wirtschaftlichen Niedergang. Immaterielle Werte und materielle Befürchtungen standen einander gegenüber, und ich denke, dass die immateriellen Werte die Stimmenden weit über die SVP-Wählerschaft hinaus mobilisiert haben. Das war bei der Alpeninitiative genauso. Damals fand ein links-ökologisches Anliegen den Zuspruch von rechts. Möglicherweise passierte hier das Umgekehrte.

Die SVP wehrt sich seit Jahrzehnten gegen strengere Baugesetze und eine seriöse Raumplanung. Dass sie sich plötzlich für die Schweizer Landschaft interessiert, ist doch fragwürdig.

Moralisch mag das ärgerlich sein, politisch ist es sehr wohl aufgegangen. Die Partei konnte die Ausländer für alles verantwortlich machen, was sich in der Schweiz verändert und die Menschen verunsichert. Das kam offensichtlich an.

Christoph Blocher hat im TA-Interview am Freitag Neuverhandlungen mit der EU gefordert.

Das finde ich unrealistisch. Wieso sollte die EU der Schweiz entgegenkommen? Es war schon vor der Abstimmung klar, dass die bilateralen Verhandlungen in der Krise sind. Am Sonntag hat das Volk den Bilateralismus gekündigt. Es bleibt nur der EU-Beitritt oder der eigenständige, souveräne Weg – mit allen Nachteilen, die sich aus beiden Lösungen ergeben können. Die Schweiz ist mit ihrem Entscheid ein grosses Risiko eingegangen. Zu meinen, sie könne mit der EU nur das verhandeln, was die Schweiz will, grenzt an Realitätsverlust. Es wäre für die EU geradezu selbstmörderisch, der Schweiz als Nichtmitglied Sonderrechte zu gewähren, die sie den Mitgliedsstaaten vorenthält – den Briten, den Tschechen und all den anderen, die mit der EU nur bedingt zufrieden sind. Das weiss man in Bern.

Wussten das die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger?

Hätte der Bundesrat das vor der Abstimmung deutlicher gemacht, hätten sich vielleicht einige ihre Zustimmung nochmals überlegt. Eine Schweizer Schlagzeile am Tag nach der Abstimmung sprach von einem «Nadelstich der EU». Ich würde eher von einem Messerstich der Schweiz gegen das europäische Freiheitsverständnis reden. Die Initiative will nicht nur dem Bundesrat eine neue Ausländerpolitik aufzwingen, sondern auch der EU. Ich deute das als Selbstüberschätzung – die Europäer sollen sich nach schweizerischen Volksentscheiden ausrichten. Ich fürchte, unser Land wird diplomatisch und wirtschaftlich noch auf die Welt kommen.

Das Abstimmungsergebnis haben Sie in der «Weltwoche» ein Experiment genannt. Wie könnte es im besten, wie im schlimmsten Fall herauskommen?

Das Experiment ergibt sich aus der Absage an den Bilateralismus. Sollte die EU nicht aus ihrer aktuellen Krise herausfinden, wird sich die Schweiz später dafür gratulieren, sich abseits gehalten zu haben. Wenn das Land in ganz praktische Schwierigkeiten kommt – Stichworte: Arbeitsplätze, Mobilität, Energie, Bildung –, dann wird sich der Isolationismus rächen und der EU-Beitritt die einzige Lösung bleiben. Er resultierte ja auch bei vielen anderen Ländern aus Krisen. Das Gute am Abstimmungsergebnis ist die Klarheit der Position. Wenn die Schweiz faktisch die Bilateralen kündigt, kann man ihr nicht vorwerfen, sie wolle nur profitieren.

Das Ja zur SVP-Initiative hat offensichtlich mehrere einander verstärkende Ursachen. Was sagt es über den Zustand der EU aus?

Die Abstimmung war eine klare Absage an die EU, wie sie sich heute präsentiert. Vor allem war sie aber eine Absage an unsere unmittelbaren Nachbarn. Es ging nicht um Rumänen und Bulgaren. Diese Initiative trifft Deutsche, Franzosen, Italiener und Österreicher – also unsere Nachbarn und Freunde, mit denen wir täglich zu tun haben. Das ist das Signal, das ich am meisten bedaure.

Stimmt der Eindruck, dass die Schweiz dem Ausland am meisten zu reden gibt, wenn sie dem Ausland am meisten auf die Nerven geht?

Abgesehen von Roger Federer.

Match-Point Maissen. Aber trotzdem.

Man muss unterscheiden. In Deutschland habe ich immer ein positiv besetztes Interesse für die Schweiz wahrgenommen. Für die direkte Demokratie und den Föderalismus empfinden viele Deutsche Respekt. Das ist in Frankreich und in den angelsächsischen Ländern weniger ausgeprägt, wo man die schweizerischen Eigentümlichkeiten auch weniger gut kennt. Es braucht schon eine Minarettinitiative, um das Interesse zu wecken.

Worauf die Schweiz unweigerlich zum dunklen Flecken Europas heruntergeschrieben wird.

Klar, aber ist das nicht bei vielen Ländern der Effekt der Medienberichterstattung? Wer interessiert sich für Belgien, ausser es zerfällt im Streit seiner Landesteile oder lässt einen pädosexuellen Mörder wie Marc Dutroux entkommen?

Kommen wir auf die Identität zurück: Die Schweiz ist ein modernes, weltweit tätiges Land, gleichzeitig definiert sie sich selbst als Alpenreduit mit assortierten Chalets. Wie geht das zusammen?

Als mehrsprachiges Land mit einem kompetitiven Bildungssystem kann das Land trotz der Kleinheit seine Vorteile nutzen. Dabei verlassen sich die Schweizer auf sich selbst, nicht auf den Staat, der keine Kolonien und Absatzmärkte eroberte. Viele Schweizer haben sich selbstständig international profiliert, indem sie Nischen erschlossen haben: Wirtschaftsexpansion weitgehend ohne Aussenpolitik. Christoph Blocher ist das beste Beispiel dafür, er verbindet einen politischen Isolationismus mit einer multinationalen Unternehmerpolitik.

Welche Rolle spielen unsere Dialekte im Selbstverständnis gegenüber dem Ausland?

Der Dialekt macht die Deutschschweizer anders nach aussen und gleich nach innen. Er zeigt nicht soziale Klassen auf wie zum Beispiel in Deutschland. Er trennt nicht zwischen privat und Geschäft. Psychologisch gesehen spielt er für unsere Identität eine grosse Rolle. Wenn wir den Dialekt nicht hätten, wären wir ja Deutsche! Wenn ich in der Schweiz Tram fahre und eine hochdeutsche Ansage höre, fällt mir das auch auf. Aber in den Städten wurde die Initiative der SVP ja abgelehnt – trotz der deutschen Tramführer.

Frieden und Wohlstand seien keine eigenen Verdienste, haben Sie kürzlich geschrieben, sondern voraussetzungsreich, zerbrechlich und letztlich glückhaft. Haben wir diese

Erkenntnis vergessen, gerade weil es uns so gut geht?

Ja, wobei ich diesen Satz nicht speziell auf die Schweiz bezogen habe, sondern auf die Generationen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa heranwuchsen. Jean-Claude Juncker, Luxemburgs ehemaliger Premier, hat es so gesagt: Wer an Europa zweifle, solle Soldatenfriedhöfe besichtigen. Wer den Zweiten Weltkrieg erlebt hat, weiss genau, was das heisst. Die Schweiz hat keine Soldatenfriedhöfe, sie blieb verschont, deshalb zweifelt sie an Europa. Dabei war die Verschonung nur zu einem kleinen Teil ihr eigenes Verdienst.

Zuletzt: Worin sehen Sie die Chancen der Abstimmung?

In der Tatsache, dass man über den Bilateralismus hinausdenken muss – und dabei klare Alternativen hat. (Tages-Anzeiger)

Erstellt: 15.02.2014, 08:05 Uhr **Tagesanzeiger**